Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 16 (1912)

Artikel: Am Sonnenhügel
Autor: Steinmann, Gust
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571475

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

len, als es der Leutnant tat, dann mußte es gehen. Er vergaß den Einfall wieder; aber eine Woche oder so darauf hatte er ein Modell fertig, und es ging ausgezeichnet. Dann saß er einmal in seinem Stübchen, schrieb einen Brief, den er nicht unterzeichnete, an die Schuhfabrik, in welcher der Leutnant arbeitete. Schon zwei Tage darauf holte er auf der Post die Antwort ab... Der kranke Flieger Joachim Winzenried wunderte sich, welche Schlauheit er einstmals besessen haben mußte; mit aller Vorsicht war er vorgegangen. Einige Wochen später besaß die Waise Joachim einen andern Vormund, ein Vermögen von zweihunderttausend Franken, einige neue Gewändlein und die blaue Mütze der Technikumsschüler. Man hatte die größten Hoffnungen auf den Entdecker des Schuhdruckknopfes gesetzt. Die Erfindung, die Aufsehen erregte, war mit zweihunderttausend Franken mit einem Trinkgeld bezahlt. Joachim erfüllte aber die Hoffnungen nicht. Nach einem Jahr erklärte ihm der „Häuptling" am Technikum, es sei besser, wenn er den ersten Schulkurs wiederhole. Nach sieben Vierteljahren erteilte ihm der Klassenlehrer den privaten, aber wohlwollenden Ratschlag, das Technikum überhaupt aufzugeben ... Joachim war damals ungern aus der Stadt geschieden: er war Kapitän des Fußballklubs geworden, hatte dem Verein dank seiner verblüffenden „Balltechnik" zu „Sieg nach Sieg" verholfen, er hatte angenehme Gesellschafter, die nicht von Dingen sprachen, über die er nichts zu wissen brauchte, und er hatte auch eine Art Verhältnis mit der Ladentochter eines Kaufhauses angefangen, die ihm immer das Geschmackvollste in neuen Schlipsen zuhielt. Gleichwohl war Joachim dem Lehrer, der ihm nie etwas zuleide getan hatte, zu Willen. Er siedelte nach einem schönen Abschiedsfest in die nahe Großstadt über und fand dort einen Mann, der ihm erklärte, er sei zum Rennfahrer vom Schicksal vorausbestimmt. Joachim wurde also Velorenner; er wurde auch, ohne daß er sehr viel dazu tat, ein „Star", holte sich große Lorbeeren und größere Preise, lebte nicht schlechter und nicht besser als andere Rennfahrer und dachte wenig über sich und seine Existenz nach. Da kam der Flugsportrummel, und sein damaliges „Verhältnis" fand, daß es „fairer" sei, in der Luft als auf dem Asphalt im Kreise herum zu rennen. Joachim sah keinen Grund, warum er nicht zum Flugsport übergehen sollte; denn „fairer" bedeutet auf dem Sportplatz soviel wie gottseliger bei den Methodisten. Joachim ging also nach Frankreich und wurde ein Flieger. Daß er bald von sich reden machte, ist selbstverständlich; wer so wenig an sich und seinen Zweck im Leben denkt wie Joachim Winzenried, der ist zu jenem Sportmenschen geschaffen, der unter Sport immer nur eine Höchstleistung versteht. Diese Höchstleistung hatte er gestern vollbracht. 3796 Meter 75 Zentimeter hoch war er gestiegen, eine bisher unerreichte Höhe! Sein Vorgänger, der bisherige Rekordträger, war nur auf 3785 Meter und einige Zentimeter gekommen. Um volle elf Meter hatte also Joachim Winzenried den Rekord geschlagen! Freilich, viel war es ja nicht, schon morgen konnte der Joachim Winzenried-Rekord geschlagen werden. Gleichwohl, eine Höchstleistung hatte er vollbracht! Der Kranke lächelte, als er diesen Gedanken dachte: der rasende Jubel, wie er keinem Gekrönten von der Menge zuteil wird, tausend begeistert aufgereckte Hände, Berge von Papier, die alle seinen Namen in Fettschrift trugen, das alles und noch weit mehr lag in dem kleinen Gedanken: Du hast einen Rekord aufgestellt! Trotzdem war in dem Lächeln von Joachim Winzenried etwas wie eine feine, feine Ironie. Und dann kam langsam und leise über Joachims Lippen dieser seltsame Satz: „Jahrelang dachtest du nicht an dich, fremd war dir jeder Sinn in deinem Sein, da nahm das Leben dich, den Müßiggänger, den Nichtserschaffenden, den Wertlosen, und setzte dich als kleinstes Risiko auf die halbfertige Maschine, damit mit den geringsten Kosten ein Neues werde!" Ernst, hart wurden die Züge des Kranken, als starre er in die klugen, ewig berechnenden Augen des unbekannten Gottes, und „Jesus Maria!" schrie Joachim Winzenried, reckte sich mühsam auf, riß an der Stuhllehne, als sei sie ein Hebel, versuchte fieberhaft an der Decke zu drehen, als sei sie ein Steuerrad, starrte mit namenlosem Entsetzen auf den Fußboden, als ginge es dort in eine grausige Tiefe hinunter, in die er stürzte...Mit weit aufgerissenem Munde fiel er plötzlich vornüber und kollerte auf den Fußboden hinaus...

Als Schwester Dora eine Viertelstunde später ins Zimmer trat, erschrak sie, wie sie noch vor keinem Toten erschrocken war. Nachdem sie dem Krankenwärter geläutet hatte, legte sie mit ihren weichen Händen den Leichnam zurecht, schloß ihm den Mund und seufzte mit tränenden Augen: „Ach, warum bin ich nicht statt seiner gestorben, was hätte dieser Eroberer der Lüfte noch alles leisten können!" So gab ein schlichtes Frauengemüt wieder einmal einer männlichen Weisheit unrecht.

Am Sonnenhügel.

Nachdruck verboten.

Erzählung von Gust Steinmann, St. Gallen.

I.

Stinli Steinburg hatte in seiner Bubenzeit einen Freund, der hieß Seppli, Josef oder auch nur Sepp. Der Lehrer, der so gern schnupfte, nannte Stinlis Freund einen Schlingel und Spitzbuben, der Pfarrer sprach einmal: „Sepp, du bist eine Kreatur!" Die Leute im Dorf bezeichneten den Vielnamigen als des Orgeltreters Bub.

Aber der Seppli war weder ein Spitzbub noch ein Schlingel; das Wort Kreatur verstand der Junge nicht, und darum tat ihm dieser Uebername nicht weh. Der Bub hatte große Augen, die treu und fröhlich in den Tag schauten, als erhofften sie nur Freude und Güte zu finden bei den Menschen. Sepplis Haare waren wie Stroh so steif, und am Hinterkopf war eine Glatze, so groß wie ein Fünffränkler. Da wuchs nichts darauf, nicht einmal Flaum, und wenn auch die Orgeltreterin noch so vieles auf die kleine Glatze salbte und ölte, die Stelle blieb kahl. Als die Frau einmal jammerte ob der Wirbellosigkeit ihres Sprößlings, erklärte Stinli ganz selbstbewußt: „Ihr müßt nicht Kummer haben deswegen; der Doktor Sennli hat auch eine Glatze, und dem Pfarrer seine Haare kann ein Erstkläßler zählen!"

Stinlis Mutter mochte den Seppli gut leiden, und wenn dieser barfuß und im blauen Ueberhemdlein am Gartenhause stand, sprach sie oftmals: „Seppli, willst ein Stück Weißbrot?"

„Ja wohl und Dank zum voraus," antwortete dann des Orgeltreters Bub; „ich will dem Stinli Türkenbrot geben dafür."

Die beiden Freunde hielten so fest zusammen wie zwei Kettenglieder, und wenn der eine oder andere in Gefahr war beim Raufen mit den Dorfbuben zu unterliegen, halfen sie sich und schlugen nach links und rechts, so gut es ging. So wurden sie entweder beide Sieger, oder sie bekamen beide Prügel. In der Schule saßen sie nebeneinander, zeigten sich alle Tage die keimenden Saubohnen in den Schwammbüchsen, gruben miteinander Löcher in die Bank. An den Winternachmittagen steckten sie alte Federspitzen in die Rahmen der Schiefertafeln, und das gab eine schöne Spieldosenmusik, wenn man mit dem Griffel darüber hinstrich.

Und an einem solchen Tage war's, da sie miteinander großes Leid tapfer ertrugen. Die Berge staken tief in den Schneewolken. Den Salvenerwald sah man nur von Zeit zu Zeit, wenn die Nebel sich ein wenig hoben; dann schauten die schwerverschneiten Tannen hinab zum Tal. Die Häuschen der Bergler glichen schwarzen Dreieckchen und hoben sich scharf vom weißen Grunde ab. Der Stinli stellte sich vor, wie jetzt dort oben die Menschen am warmen Ofen säßen und alles im Schnee vergraben sei. Mutter hatte ihm „Heidi" vorgelesen, und dort stand ja auch etwas von den Bergen und vom Dörfli im Winter. Wie im Dörflein am Falknis mußte es auch am Salvenerberg sein.

„Seppli," flüsterte Stinli.

Der Gerufene schaute von seiner Tafel auf: „He?"

„Wollen wir nach der Schule zum Salvenerberg hinauf?"

„Ich muß in die Mühle, es geht nicht heut abend," antwortete Seppli.

„Was mußt du tun in der Mühle?"

„He, Mehl holen; die Mutter will heute Teig anmachen!"

„Wo?"

„He, in der Stube, am Ofen!"

„So, und dann?"

„Dann stellt sie die Mulde auf die Ofenbank."

„Aber dann kannst du ja nicht hinsitzen?"

„Dann klettere ich halt auf den Ofen," erklärte Seppli, „und dort ist die Katze, und ich kitzle sie in den Ohren!"

„Und dann?"

„Dann macht sie: Miau, miau!"

Stinli mußte lachen und der Seppli auch; sie taten's ganz im geheimen und wurden rot wie Rosenäpfel. Aber der Schulmeister sah's nicht, er schaute zum Fenster hinaus und schnupfte.

„Du, Seppli," fuhr der Stinli fort.

„He?" Und der Bub lachte von neuem.

„Wenn du mit der Katze in den Teig fallen würdest und der Vater und die Mutter auch!" Jetzt mußte der Stinli schon fast laut lachen.

„Und die Großmutter!" kicherte der Seppli.

„Und der Großvater!"

Die Buben konnten das Lachen kaum mehr verbergen.

„Und dann müßtet ihr euch den Teig aus den Augen kratzen!" Stinli hielt das Sacktüchlein vor den Mund. Der Seppli hatte keines und verkroch sich unter die Bank und flüsterte dabei: „Und aus der Nase!"

Da stupfte ihn der Stinli und rief ganz sachte:

„Und dann könntet ihr nicht mehr schnaufen und nur noch ‚Bua, bua, bua, tsch!' machen!"

„Und die Großmutter könnte nicht mehr schnupfen, wenn ihre Nasenlöcher voll Teig wären!"

Jetzt war kein Schweigen mehr möglich. Die beiden Buben lachten hell auf. Da wandten sich die Schüler um; aber man sah nichts von den Ruhestörern: sie hatten sich unter die Bank verkrochen und lachten, soviel sie konnten. Plötzlich zog eine kräftige Hand zuerst den Stinli aus dem Verstecke, hernach den Seppli.

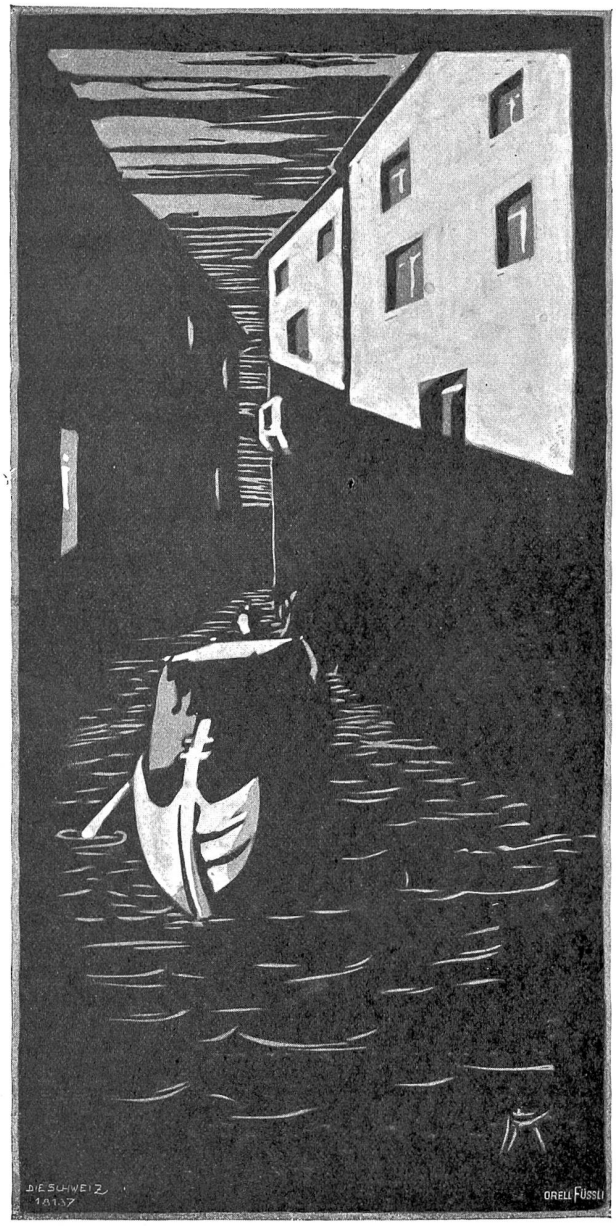
„Uh, uh!" heulte dieser. „Au, au!" rief jener, und sie strampelten mit den Füßen und zappelten mit den Händen

„So, ihr Spitzbuben, ihr Bengel! Warum habt ihr gelacht! Ihr Schlingel und Faulenzer! Heraus mit der Sprache!" So polterte der Lehrer. Aber die beiden Missetäter schwiegen. Und als sie sich ansahen, verzog der Stinli die Nase und der Seppli den Mund; da lachten sie von neuem.

Das war selbst für einen Landschulmeister zuviel. Er schleppte die Buben an den Ohren vor die Klasse und nahm sein Rütlein, legte zuerst den Stinli, hernach den Seppli über's Knie. Das pfiff und sauste, daß es stob, und die Geschichte vom Teig schloß also entsetzlich ab. Als der größte Schreck vorüber war, saßen die beiden Freunde unten im Keller, jeder auf einem Häuflein altem Bettlaub.

„Seppli," begann der Stinli, „mir hat's fast nicht weh getan!"

„Mir auch nicht," gab des Orgeltreters Bub zur Antwort; „der Lehrer hat gar kein Recht, uns einzusperren. Des Prä-



Motiv aus Venedig (gedruckt mit einer dunkeln und einer hellen Platte auf grau-grünem Grund).

sidenten Christian rührt er nicht an; der kann machen, was er will!"

„Ich unterstütze dich," tat Stinli wichtig. „Aber du bist nicht des Präsidenten Christiänlein, und ich bin's auch nicht! Und wenn des Gärtners Simeli uns durchprügelt, geschieht ihm auch nichts. Schau, uns beiden mag man nur nichts vertragen! Das ist mir ganz gleichgültig! Wenn ich einmal ausstudiert habe, dann komme ich auch einmal nach Werdburg und will an Schulmeisters Haus vorübergehen, so spazieren und lächeln dabei. Dann soll mir der Lehrer noch ‚Schlingel' nachrufen!"

„Und ich laß mich auch nicht mehr so behandeln. Wenn ich einmal konfirmiert bin, hört die Schinderei auf!" räsonnierte der Seppli. „Der Schulmeister mag dann rufen, was er will, und der Pfarrer kann mir dann noch ‚Kreatur' sagen! Stinli, was ist eine Kreatur?"

Zu Hause (gedruckt mit einer dunkeln Platte auf weißem Grund; die Technik des Linoleumschnittes kommt bei dieser Vignette sehr gut zum Ausdruck; man beachte z. B. die Behandlung des Grundes).

„Eine Kreatur? Das ist schwer zu sagen. Das ist eben ein Ding, so ein Ding... nicht Mensch, nicht Tier, nicht Pflanze... ‚Alle Kreatur lobet den Herrn!' steht im Gesangbuch; so eine Kreatur meint der Pfarrer nicht. Und dann sagt mein Vater, wenn er einen schlechten Menschen kennen lernt: ‚Das ist eine Kreatur, das!' Ich glaub', so eine meint der Pfarrer..."

„Das ist mir ganz gleich, was der Pfarrer sagt. Komm', Stinli, ich sag' dir etwas ganz im Vertrauen!" Die beiden Buben rückten näher zueinander, und Seppli begann:

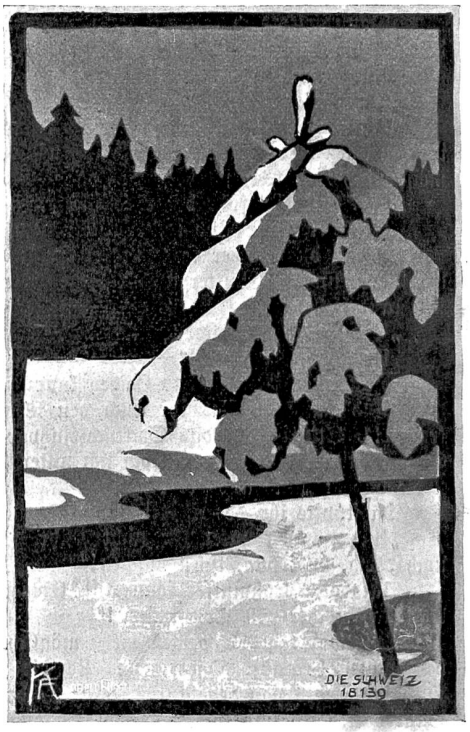
„Jetzt tritt mein Vater schon zwanzig Jahre hindurch die Orgel und bekommt nur hundert Franken dafür. Darum ging er letzthin zum Pfarrer und sagte: ‚Herr Pfarrer, ich hab' zwei Kinder, und eines davon ist in der Taubstummenanstalt; ich bin ein armer Mann; eine Ziege ist mir umgestanden, und die Mutter hat Gicht; dann muß ich meine Eltern nähren. Ich muß etwas mehr verdienen mit dem Orgeltreten!' Schau, Stinli, zuviel hat mein Vater nicht verlangt gehabt. Fünfzig Franken nur! Aber weißt, was der Pfarrer gesagt hat?"

„Nein!"

„‚Schwyzer,' hat er gesagt, ‚wir können Euch mit dem besten Willen nicht mehr Lohn geben!' Und dann," fuhr der Seppli fort, „hat er dem Vater die Hand auf die Schulter gelegt und getröstet: ‚Traut nur auf den lieben Gott und den Herrn Jesus und laßt die Hoffnung nicht sinken!' Da ist der Vater heimgekommen, hat geschimpft und gewettert: ‚Da hört das Gott- und Jesusvertrauen auf, wenn man zinsen soll und kein Geld hat und wenn dem Pfarrer sogar das Verständnis fehlt, armer Leute Notklage zu verstehen!' Und der Vater ist wieder fort und zum Pfarrer und hat ihm gesagt: ‚Weißt, Pfarrer, dein Vater hat meinem Vater noch Schuhe geflickt, und du hast uns die fertige Arbeit ins Haus bringen müssen, als du noch Schuhmachers Karli gewesen!' Und da hat der Vater auf das Studierpult geschlagen mit der Faust: ‚Und bist jetzt ein nobler Herr geworden, und die Weiber bringen dir Gemüse, Eier, Hühner und Kuchen ins Haus und erzählen dir, was im Dorfe geht! Und deine Kinder grüßen mich kaum und meinen, sie allein seien in Werdburg brav und gut! Ein Tropf bist, Pfarrer! Für mich bist du halt immer noch Schuhflickers Karli, und wenn du einen Frack anhättest, der bis auf den Boden ginge! Hätt' dir die Gemeinde, die einem Orgeltreter nicht fünfzig Fränklein geben kann, nicht das Studieren bezahlt, dann wärest heute eben Rinderhirt auf Alp Luna oder Kiesführer, vielleicht hättest auch Pech an den Händen wie dein Vater selig!' Da ist der Pfarrer aufgestanden und hat gesagt: ‚Schwyzer, Schwyzer, nehmt Euch in acht; ich bin der Pfarrer und Kirchenpräsident!' Aber der Vater hat sich nicht gefürchtet und weiter geschimpft: ‚Jawohl, Pfarrer bist! Und Präsident auch noch dazu! Aber red' nur vom lieben Gott am Sonntag und vom Gutestun! Doch denk' dran, Pfarrer, daß hinter der Orgel einer vor Aerger den Blasbalg tritt, dem du nicht einmal fünfzig Franken gegönnt hast! Dir das Pfarrhaus aufputzen zu lassen und fünfhundert Franken mehr Gehalt zu geben, dazu ist die arme Gemeinde, in der etlich zwanzig Großbauern sitzen und Fabrikbesitzer und Advokaten, nicht zu arm gewesen! Ein Tropf bist, und das bist! Schlaf' wohl!'"

Der Seppli war bei der Wiederholung seines Vaters Rede ganz zornig geworden. „Der Vater hat mir alles erzählt und gesagt: ‚Sepp, jetzt bist zwölf Jahre alt, merk' dir den heutigen Tag!' Seither" — Seppli ließ den Kopf hängen — „seit der Stunde plagt mich der Pfarrer. Aber

Am Waldrand (gedruckt mit einer dunkeln und einer weißen Platte auf grauem Grund).



Einsam im Schnee (gedruckt mit einer dunkeln und einer Mittelton-Platte auf weißem Grund).

Louise C. Breslau, Zürich-Paris. Das Mädchen mit der Perlmuttermuschel (1909).

weißt, ich werde in Salvenen konfirmiert, und wenn ich verdiene, muß der Vater nicht mehr die Orgel treten. Wir kaufen eine Kuh, und die Mutter kann ins Bad auf Cavalcup. Wenn ich groß bin, grüß ich den Pfarrer nimmer! Aber anschauen will ich ihn, daß er an mich denkt!"

„Es gibt schlechte Menschen, und das sind Kreaturen, Seppli," sprach Stinli; „komm, ich sage dir auch etwas, aber ganz im Vertrauen! Schwatz nichts aus, versprich mir's!"

Und Seppli schlug ein.

„Ich hab' letzthin gehört, wie der Vater zur Mutter gesagt hat, der Pfarrer habe bei Freys im Tuchladen Streit in die Familie getragen. Und jetzt lassen sich Freys scheiden, und die Kinder kommen ins Waisenhaus, bis der Prozeß vorüber ist."

„Wie tut man denn scheiden?" fragte Seppli.

„He, Mann und Frau gehen auseinander und sind wieder wie vor der Heirat, kennen sich nicht mehr und sagen sich ‚Sie'! Und dann hat mein Vater gesagt, wenn's der Pfarrer noch lange so treibe, werde die Gemeinde auch einmal ein letztes Wort sagen. Juuh, wenn er fort müßte, Seppli!"

„Dann," lachte Seppli, „dann käme ein anderer!"

Mit Handschlag versprachen sich die beiden Buben, daß diese Stunde ein Geheimnis bleiben solle. Sie krochen wieder auf ihre Laubhäuschen zurück und taten, als hätten sie kaum zu weinen aufgehört; denn die Stiege herunter kam der Schulmeister. Der ahnte nicht, daß seine Bestrafung die Buben zur steten Freundschaft verpflichtet hatte...

(Schluß folgt).

Eine Liebhaberkunst im Dienste der künstlerischen Kultur.

Mit fünf Reproduktionen.

Es ist nicht zu leugnen: immer war der Dilettantismus der größte und gefährlichste Feind wirklicher Kunst, deshalb, weil er gewöhnlich auf billige Scheinwirkung ausgeht, weil ihm die nötige Gründlichkeit mangelt. Wo es aber gelingt, ihn in ernstere Bahnen zu bringen, ihm an Stelle der üblichen Hohlheit einen gesunden Geist einzupflanzen, sodaß sich mit dem guten Wollen ein ernstes Streben nach geistiger Vertiefung paart, da vermag auch der Dilettantismus eine veredelnde und fördernde Wirkung auszuüben, sowohl auf die Beteiligten selbst wie auf weitere Kreise. Vor nicht langer Zeit habe ich an dieser Stelle*) über „Kultur des Auges" gesprochen und dabei auch die eigentliche Kunstbetätigung gestreift. Hier möchte ich auf einen in jeder Hinsicht äußerst dankbaren, noch nicht berührten Einzelzweig solcher Kunstbetätigung zurückkommen: den Holz- und Linoleumschnitt. Es mag diese Technik schon deshalb das Interesse der kunstliebenden Freunde der „Schweiz" erwecken, weil sie, trotzdem sich bereits bekannte Graphiker seit Jahren ihrer bedienen, doch in weitern Kreisen noch nicht bekannt ist, also so ziemlich noch all die Reize der Neuheit für sich hat und auch ihrem Wesen nach dem heute allgemeinen Streben nach Pflege manueller Fertigkeiten in hohem Maße entgegenkommt.

Zunächst eine kurze praktische Anleitung.

Das geeignetste Material für die Holzschnitttechnik ist Lindenholz. Es ist sehr leicht zu schneiden, dabei aber doch von der für den Druck nötigen Widerstandsfähigkeit, sodaß von einer Platte bei richtiger Behandlung Tausende von Abzügen gemacht werden können, ohne daß die Platte wesentlich Schaden nimmt. Zur Erlernung der Schnitttechnik geeigneter und namentlich bedeutend billiger ist Linoleum. Allerdings muß bemerkt werden, daß dieses Material dem Holz an Widerstandsfähigkeit bedeutend nachsteht. Die ursprünglich scharfgeschnittenen Ränder werden hier beim Druck allmählich breit gequetscht; immerhin aber können, wenn die Platte keine allzu feine Zeichnung zeigt, noch eine große Zahl von Abzügen gemacht werden. Bei der Auswahl der Linoleumabfälle sehe man nach Stücken, die von genügender Dicke und nicht mit die Zeichnung störenden Flächenmustern bedruckt sind. Zum Schneiden bedient man sich eines mittelgroßen Kerbschnittmessers mit schwacher Wölbung, eines sogenannten „Stichels". Der Gang der Arbeit ist folgender:

1. Wahl des Motivs. Anfertigung einer Skizze.
2. Uebertragung der Skizze auf die Platte mittelst Pauspapiers. Man achte darauf, daß das Bild „seitenverkehrt" aufgepaust wird, damit es in richtiger Lage im Abzuge erscheint.
3. Ausheben des Grundes. Alle diejenigen Flächen, die

Zwinglidenkmal in Zürich (gedruckt mit zwei Tonplatten auf weißem Grund).

*) „Die Schweiz" XIV 1910, 343ff.